

an.schläge

das feministische monatsmagazin. dezember 2011, jänner 2012

Feministische Ferien

Most Traveled Women & Queer-feminist Cityguide

Keine neuen Männer

Raewyn Connell über Manager-Männlichkeiten

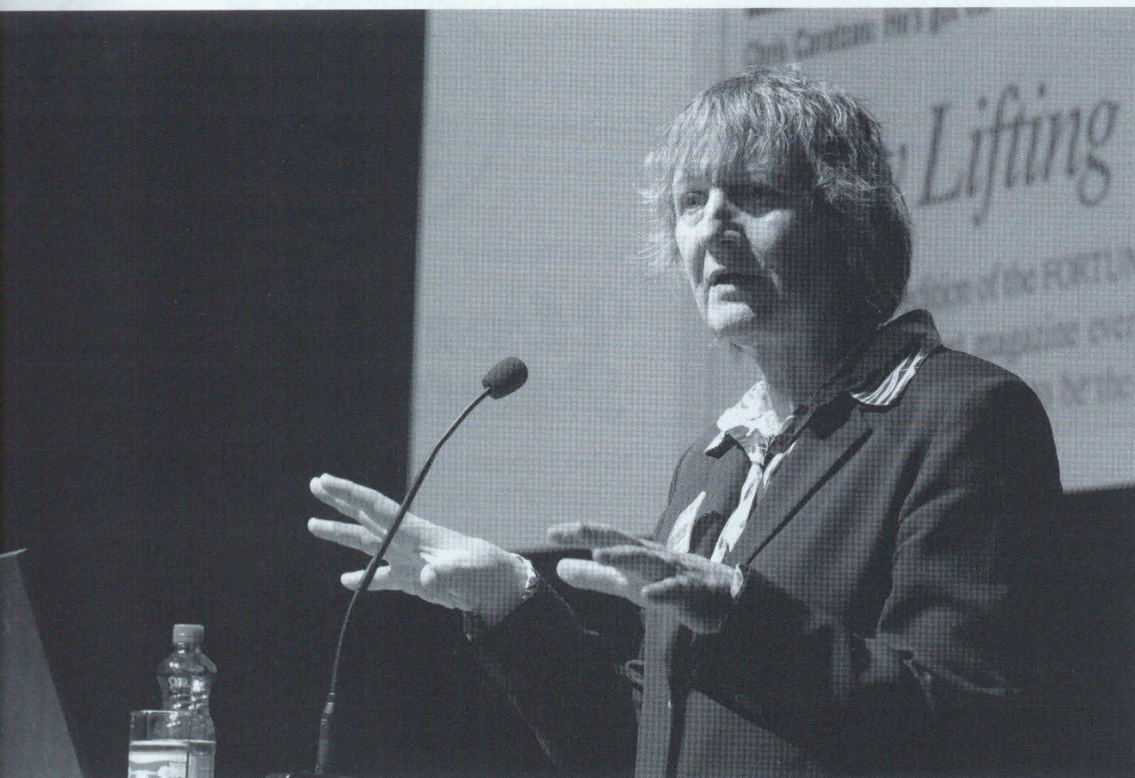
Keine Feministin

Amanda Palmer über Selbstbestimmung

Plus: Occupy >> Queeres Bauprojekt >> Konsensussex >> Dones de blanc >> Migration Mexiko >>

Frauenhäuser >> Vulvodynie >> Edie & Thea >> revolutionäre Stencils >> und vieles mehr

Keine Krise der Männlichkeit



an.schläge: **Ihr Konzept der „Hegemonialen Männlichkeit“ ist innerhalb der Männlichkeitsforschung sehr einflussreich, Ihr Werk „Masculinities“ ist das meistzitierte in diesem Feld. Wie erklären Sie sich diesen Erfolg?**

Raewyn Connell: Ich denke, das Konzept der „Hegemonialen Männlichkeit“ ist deshalb so einflussreich, weil es WissenschaftlerInnen ermöglicht hat, die Verbindung zwischen verschiedenen Problemstellungen zu erkennen. So wurde etwa sichtbar, dass es nicht nur eine Männlichkeit, sondern sehr verschiedene Männlichkeiten gibt. Außerdem fokussiert es auf Geschlechterbeziehungen, es ermöglichte WissenschaftlerInnen, zu verstehen, wie Unterschiede zwischen Männlichkeiten mit den Geschlechterbeziehungen zwischen Männern und Frauen verbunden sind. Außerdem konnten sie über Männlichkeit sprechen, ohne diese zugleich ablehnen oder bestätigen zu müssen; sie konnten erkennen, dass es bestimmte Muster im Konzept Männlichkeit gibt, die äußerst schädlich sind, aber dass Männer auch alternative

Positionen innerhalb der Geschlechterordnung einnehmen können. Wenn wir in einem dichotomen Denken verhaftet bleiben, das die sozialen Gruppen „Männer“ und „Frauen“ getrennt voneinander behandelt, dann können wir auch nicht über Wege nachdenken, wie Männer von Positionen innerhalb des patriarchalen Systems abrücken und wie Allianzen zwischen Feministinnen und bestimmten Gruppen von Männern entstehen können. Ich denke, es fehlte auch an einem Konzept, um über Positionen von homosexuellen Männern innerhalb der Geschlechterbeziehungen nachdenken zu können. Ich nehme also an, dass die Sprache der hegemonialen Männlichkeiten, der marginalisierten, komplizierten und der untergeordneten Männlichkeit, eine Analyse von bestehenden Komplexitäten und ein strategisches Nachdenken über potenzielle Veränderung von Männlichkeiten ermöglichte.

Natürlich wurde mein Konzept in bestimmten Kreisen auch abgelehnt – ich glaube, Queer-TheoretikerInnen mögen es nicht besonders, und auch Wissen-

Raewyn Connell hat mit ihrem Werk „Masculinities“ (1995) einen Meilenstein der Männlichkeitsforschung geschrieben.

Mit **Brigitte Theißl** sprach sie über ihr Konzept der „Hegemonialen Männlichkeit“, die Gefahren einer vehementen Anti-Essenzialismus und Manager-Männlichkeiten.

schafterInnen, die eher einen funktionalistischen Ansatz vertreten, können nicht viel damit anfangen.

In der feministischen Wissenschaft bzw. in den Gender Studies herrscht eine rege Diskussion über die eigenen Begrifflichkeiten, über ein „feministisches Subjekt“ und damit verbunden Essenzialismen. In der Männlichkeitsforschung scheinen solche Diskussionen eine untergeordnete Rolle zu spielen – würden Sie dieser Beobachtung zustimmen?

Ja, es existiert ein sehr weit verbreiteter, essenzialistischer Gebrauch des Konzepts „Männlichkeit“. Einerseits natürlich in populärwissenschaftlicher Ratgeberliteratur, aber auch in konservativen, männerpolitischen Gruppen. Ich persönlich habe kein Problem damit, von „Männern“ und „Frauen“ zu sprechen – für mich sind das die Namen sozialer Gruppen. Ich mache mir auch nicht so viele Gedanken über Essenzialismus, wie das andere WissenschaftlerInnen tun – vor allem Queer-TheoretikerInnen, DekonstruktivistInnen und

Das Interview mit Raewyn Connell entstand während der österreichischen Männertagung am 21. Oktober. Die Tagung wurde von der Männerberatung Graz organisiert und widmete sich dem Thema „Diversität von Männlichkeiten“.

PoststrukturalistInnen versuchen ja, Essenzialismus um jeden Preis zu vermeiden. Meiner Ansicht nach brauchen wir uns darüber nicht so viele Sorgen zu machen; nicht, weil wir etwa essenziellistisch agieren sollten, sondern weil wir die Analyse von Gender auf anderen Grundlagen aufbauen können. Ich spreche dabei von Gender als eine Strukturkategorie sozialer Beziehungen. Bei Gender handelt es sich um eine soziale Realität, die ebenso eine historische Realität ist – aber keine biologische. Es ist eine historische Realität bezogen auf die Art und Weise, wie Gesellschaften mit Reproduktion umgegangen sind. Ich sehe eine Gefahr in vehementem Anti-Essenzialismus: Nämlich, dass wir die menschliche Reproduktion vergessen. In dekonstruktivistischen feministischen Texten kommen Kinder praktisch nicht vor. Sie fehlen einfach – ebenso die Erziehung, die Kinderbetreuung, die Beziehungen zu Kindern. Das ist sehr

Ich persönlich habe kein Problem damit, von „Männern“ und „Frauen“ zu sprechen – für mich sind das die Namen sozialer Gruppen.

problematisch, denn bei Gender geht es in erster Linie um reproduktive Körper und um die sozialen Beziehungen, die sich in unserem reproduktiven System abspielen. Das auszusprechen, heißt für mich nicht, in Essenzialismus zu verfallen, sondern in den Realismus. Und es bedeutet dabei keineswegs, automatisch davon auszugehen, dass alle reproduktiven Körper gleich seien, was uns essenziellistische Ansätze ja erzählen wollen. Für mich hat dieser Zugang zu Gender das größte Potenzial, er ermöglicht auch eine kritische Analyse von Macht, Unterdrückung und Ausbeutung. Es geht darum, die Verkörperung sozialer Strukturen zu erkennen und zu verstehen. Wir haben nicht eine dichotome Gesellschaft hier und Körper dort – Gender ist eine soziale Struktur, die in die Körper eingeschrieben ist. Dieses Denken führt uns meiner Ansicht nach weit über essenziellistische Positionen hinaus. Vielleicht liege ich auch falsch – aber so sehe ich dieses Problem.

Betrachten Sie Männlichkeitsfor-

schung als eine eigene Disziplin? Sollte sie ein integrierter Bestandteil der Gender Studies bzw. Geschlechterforschung sein?

Ich hege keinerlei Zweifel daran, dass Männlichkeitsforschung ein Teil der Gender Studies ist. Wenn man sie von den Gender Studies trennt, so verliert man auch einen großen Teil des intellektuellen Potenzials. Und was ist Männlichkeit anderes, als geschlechterbezogene Fragestellungen in Bezug auf Männer? Es macht überhaupt keinen Sinn, über Männlichkeit zu sprechen, ohne von Gender zu sprechen.

Es ist im Grunde also intellektuell nicht vertretbar, Männlichkeitsforschung als eigene Disziplin etablieren zu wollen. Es darf außerdem nicht vergessen werden, dass es hier einen wesentlichen Unterschied zur Frauenforschung gibt. Für die Bezeichnung „Frauenforschung“ gab es gute politische Gründe – es ging um die Kritik einer

patriarchalen Ideologie im System der Wissensproduktion, schließlich war die gesamte Wissenschaft männlich geprägt. In gewissem Sinne hat es also schon immer „Männerforschung“ gegeben, all unsere Geschichtsbücher sind voll von Erzählungen über Könige und Generäle. Die Idee der Frauenforschung war es, diese Kluft, dieses Defizit in der Wissensproduktion zu benennen und zugleich ein Alternativkonzept anzubieten. Der Name „Frauenforschung“ war also Teil eines politischen Akts. Die Männerforschung oder Männlichkeitsforschung hat nun aber natürlich nicht diesen Charakter, denn Männer sind schon immer im Zentrum der Wissenschaften gestanden. Wenn du dich mit Männern auseinandersetzt, dann erforscht du die dominante Gruppe innerhalb einer patriarchalen Gesellschaft. Ich selbst habe eigentlich nie die Bezeichnung „Männerforschung“ verwendet. Aber weil sich eben dieser Begriff durchsetzte, konnten sich ihn auch reaktionäre Gruppen aneignen, die sagten: Seht her,

Frauen haben jetzt die Frauenforschung, Lehrstühle und Ressourcen, und Männer sind davon ausgeschlossen – natürlich konnten sie das nur sagen, weil sie die tatsächliche Realität ignorierten. Aber rechtskonservative Strömungen scheren sich eben nicht besonders um die Wahrheit, sondern vielmehr um den emotionalen Effekt. Es gibt also leider eine Art rechtskonservative Version der Männerforschung, die Männer als Opfer konstruiert, Jungen als Opfer ihrer Lehrerinnen und geschiedene Männer als Opfer von Feministinnen.

Sie arbeiten zurzeit gerade an einem Forschungsprojekt über die Biografien von Managern. Manager und ihre Entscheidungen sind im Zuge der Finanzkrise auch in den Medien zu einem beliebten Thema geworden. Aber obwohl über 90 Prozent der Manager Männer sind, wird nur wenig über geschlechtsspezifische Faktoren der Krise gesprochen. Ist die Finanzkrise eine „männliche“ Krise oder gar eine Krise der Männlichkeit?

Weder noch, es ist eine Krise des Finanzsystems, die von bestimmten Gruppen skrupelloser, profitgieriger Männer verursacht wurde. Diese Männer repräsentieren eine besonders schädliche Version hegemonialer Männlichkeit. Aber es handelt sich um keine Krise der Männlichkeit, denn diesen Männern geht es ziemlich gut, nur wenige von ihnen sitzen mittlerweile im Gefängnis. Die meisten haben ihr Geld gerettet und machen weiter wie bisher, bekommen ihre Boni und ihre Profite. Es ist also keine Krise der Männlichkeit, es ist eine Krise, die von Menschen verursacht wurde, die sehr viel Macht und wenig soziales Verantwortungsgefühl haben. Männlichkeit ist in diesem Fall relevant, um besser verstehen zu können, was hier eigentlich passiert ist. ●

Brigitte Theißl ist Medienwissenschaftlerin und Öffentlichkeitsarbeiterin und bloggt unter www.denkwerkstatt.wordpress.com.

Raewyn Connell (vormals Robert W. Connell) gilt als eine der Mitbegründerinnen der akademischen Männlichkeitsforschung. Derzeit lehrt die Soziologin an der Universität von Sydney, wo sie einen Lehrstuhl für Erziehungswissenschaften innehat.